

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen und
historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1890.

Zweiter Band.

München

Verlag der K. Akademie

1891.

In Commission bei G. Franz.

Michele Amari.

Mag man den Werth der wissenschaftlichen Thätigkeit Amari's noch so hoch veranschlagen, so bildet dieselbe doch nur einen Theil, die eine Seite der Bedeutung des ganzen Mannes. „Amari hatte die Inspirationen der Vorläufer, und unter den Vorläufern hat er seine Stelle“: so bezeichnete sein Wesen der italienische Minister Boselli in der Rede bei Gelegenheit seiner Leichenfeier. Unter den Vorkämpfern für die Wiedererweckung Italiens im Leben, wie in der Wissenschaft steht Amari in der vordersten Reihe, und sein Leben ist als ein glückliches zu preisen, insofern es ihm vergönnt war, im Alter die Ziele erreicht zu sehen, für die er den grössten Theil seines Lebens gekämpft und gelitten hatte.

Michele Amari wurde zu Palermo am 7. Juli 1806 geboren. Seine häusliche Erziehung, wenig auf die physische Entwicklung bedacht, war eine streng moralische. In dem Bildungsgange seiner früheren Jahre scheint auf mathematische und naturwissenschaftliche Studien ein mehr als gewöhnlicher Nachdruck gelegt worden zu sein, dabei aber das schon damals begründete persönliche Verhältniss zu seinem Lehrer Domenico Scina auf den politischen Charakter bestimmend eingewirkt zu haben. Doch drängte ihn die Wahl eines Lebensberufes sehr bald in die Laufbahn eines Verwaltungsbeamten, und fast noch im Knabenalter von vierzehn Jahren fand er Beschäftigung als Hülfсарbeiter im Ministerium. Da traf ihn bald, im Anfange des Jahres 1822, der harte Schlag, dass sein Vater, als Carbonaro in die damaligen revolutionären Bewegungen verwickelt, zuerst zum Tode, schliesslich aber zu dreissigjähriger Zwangsarbeit verurtheilt wurde: ein Schlag, der dem Sechzehnjährigen nicht nur schwere Verpflichtungen in der Fürsorge für eine zahlreiche Familie auferlegte, sondern auch eines tiefen Eindruckes auf die Entwicklung seines Charakters nicht verfehlen konnte. In harter Berufsarbeit that er aus Pflicht-

gefühl seine volle Schuldigkeit. Daneben aber trieb ihn nicht etwa nur eine ausgesprochene Neigung zur Jagd in die Einsamkeit und Wildniss der Natur, sondern die bewusste Absicht, seinen Körper zu kräftigen und sich in der Handhabung der Waffe zu ernsteren Kämpfen vorzubereiten. Für streng wissenschaftliche Fortbildung blieb ihm daneben keine Zeit. Nur an poetischen Liebhabereien hielt er fest, die 1832 zu einer ersten literarischen Leistung, einer metrischen Uebersetzung von Walter Scott's Marmion führten. Erst damals etwa wurde er von einem wohlwollenden Vorgesetzten auf historische Studien hingewiesen, die bald eine patriotisch-politische Färbung annahmen, indem sie sofort auf den heimischen Boden Siciliens sich lenkten. In einer ersten Arbeit, der *Fondazione della monarchia de' Normanni in Sicilia* in den *Effemeridi scientif. per la Sicilia* 1834, trat er ein für die Selbständigkeit des sicilischen Geistes gegenüber der Herrschaft des Festlandes. Weitere Studien über die Herrschaft der Bourbonen in Sicilien gelangten nicht zur Veröffentlichung, sondern traten in den Hintergrund gegen die nun beginnenden Untersuchungen über die sicilianische Vesper. Indessen hatten die Gesinnungen Amari's bereits angefangen, den Verdacht der Regierung zu erwecken; doch waren es zunächst andere, durch ihn nicht verschuldete Verhältnisse bei Anlass einer Choleraepidemie in Palermo und Sicilien im Jahre 1837, bei der sich vielmehr die Energie seines Charakters in hellem Lichte zeigte, welche seine Versetzung nach Neapel zur Dienstleistung in dem ihm fremden Justizministerium veranlassten: für ihn eine Art Exil. Indessen erfuhren seine Studien durch Ermöglichung einer gründlichen Erforschung der wichtigen Archive des Hauses Anjou eine neue Förderung, so dass er, 1841 nach Palermo zurückversetzt, an die Veröffentlichung des Werkes über die Vesper gehen konnte. Im Sommer 1842 trat dasselbe ans Licht. Obwohl aus Vorsicht der Titel: *Un periodo delle storie sici-*

liane del XIII. secolo gewählt, obwohl das Buch unter regelmässiger Censur erschienen, obwohl in demselben jede Anspielung auf die Gegenwart vermieden war, so sollte doch der Erfolg, den sein Werk in den weitesten Kreisen erzielte, der Person des Verfassers verhängnissvoll werden. Der König und sein Minister glaubten in der Schilderung Karls von Anjou und seines Generals ihr eigenes Bild wiederzuerkennen; und der König rief Amari zur Verantwortung nach Neapel. Gewarnt indessen durch das Schicksal seines Censors und seines Verlegers leistete Amari dem Befehle keine Folge, sondern entwich nach Paris.

Dort nahmen seine Studien, ohne ihren Zielen ungetreu zu werden, eine neue Wendung. In der Geschichte Siciliens nimmt die Herrschaft der Araber keine untergeordnete Stellung ein. Dadurch wurde Amari auf das Studium des Arabischen geleitet, in welches ihn Reinaud einführte; und schon 1845 begegnen wir ihm als Herausgeber arabischer Texte und Inschriften, die meist auf die Geschichte und die Geographie seines Heimathlandes Bezug haben. Da führte ihn die Revolution im Anfange des J. 1848 nach Palermo zurück. Obwohl sofort zu einer Lehrthätigkeit als Professor des sicilischen öffentlichen Rechtes berufen, gelangte er in derselben nicht über die Antrittsvorlesung hinaus. Man forderte seine praktische Thätigkeit; man wählte ihn zum Deputirten der Stadt Palermo, übertrug ihm das Ministerium der Finanzen, betraute ihn in der zweiten Hälfte des Jahres mit der Führung diplomatischer Verhandlungen in Paris und London. Bei Wiederbeginn der Feindseligkeiten im April 1849 eilt er nach Palermo zurück. Doch bald zwingt ihn der Sieg der Reaction, sein pariser Exil wieder aufzusuchen und seine historischen Studien wieder aufzunehmen. Als Frucht derselben erschienen 1854 und 58 die zwei ersten Bände der *Storia de' Musulmani in Sicilia*, denen der dritte erst 1872 folgte. An sie schloss sich 1856 die *Bibliotheca*

arabico-sicula, eine Sammlung arabischer Texte und 1859 ein arabisches Kartenwerk über Sicilien.

Erst das Kriegsjahr 1859 führte Amari endgültig nach Italien zurück. Man beeilte sich, ihm eine Professur des Arabischen in Pisa und, noch ehe er dieselbe angetreten, in Florenz zu übertragen. Aber kaum hatte seine Lehrthätigkeit begonnen, so riefen ihn die politischen Verhältnisse wieder nach seiner Heimath Sicilien zurück. Mitte 1860 folgte er Garibaldi nach Palermo, verwaltete für kurze Zeit das Staatssecretariat des Unterrichts und der öffentlichen Arbeiten und ebenso nachher das des Aeusseren, legte aber auch dieses bald nieder: aus dem Streiter für die Unabhängigkeit und Befreiung Siciliens war inzwischen ein Kämpfer für die Einheit Italiens geworden. Erst nach einigen Monaten war es ihm gegeben, als Mitglied einer Commission für die Organisation Siciliens, dieses Ziel, die Vereinigung Siciliens mit dem Königreich Italien, der Erfüllung entgegenzuführen. Bald darauf, Anfang 1861, begegnen wir ihm als Senator des Königreiches, und noch einmal 1863—64 erscheint er in öffentlicher politischer Stellung als Leiter des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts. — Die Hauptziele seines politischen Strebens und Kämpfens waren erreicht, und so durfte er bei herannahendem Alter an den Frieden einer eigenen Häuslichkeit denken: erst um diese Zeit verheirathete er sich, um das Muster eines Gatten und Familienvaters zu werden.

Von jener Zeit an nahm sein Leben einen ruhigen Verlauf. Er blieb seinem Lehrberufe in Florenz bis in seinen letzten Jahren getreu; er wirkte in den Berathungen über den öffentlichen Unterricht. Er erfreute sich wissenschaftlicher Ehrungen von den verschiedensten Seiten des In- und des Auslandes, die einen besonders lebendigen Ausdruck erhielten, als er 1876 den Vorsitz bei dem vierten internationalen Congress der Orientalisten in Florenz führte. Seine wissenschaftliche Thätigkeit erlahmte nicht. Zur Vollendung

seiner *Storia de' Musulmani* gesellte sich neben manchen Einzelbearbeitungen arabischer Quellen in verschiedenen Zeitschriften die Publication der *Diplomi arabi del r. Archivio fiorentino* 1863. Mit ihrer Weiterführung bis zuletzt beschäftigt, war der Dreiundachtzigjährige einen Tag vor seinem Tode von Rom nach Florenz zurückgekehrt, um dort einer wichtigen Sitzung wegen eines Monumentes für seinen Freund Atto Vannucci beizuwohnen. Am letzten Morgen, dem 16. Juli 1889, arbeitete er mehrere Stunden auf der Bibliothek. Um Mittag, im Begriff, die Treppe zum Sitzungssaal des Instituto superiore emporzusteigen, verliessen ihn die Kräfte und nach wenigen Minuten hatte sein Leben geendet.

Als M. J. Müller im J. 1863 Amari zum auswärtigen Mitgliede unserer Akademie vorschlug, bezeichnete er ihn als „einen der ersten Historiker und den unbestreitbar ersten Arabologen Italiens“. Amari beherrschte das Arabische und hat es im mündlichen Vortrage gelehrt. Aber grammatische und sprachliche Untersuchungen über das Arabische hat er nicht veröffentlicht. Sein Verdienst liegt in der Durchforschung von Bibliotheken und Archiven nach arabischen Quellenschriften, in der Sammlung von inschriftlichem und numismatischem Material und in der gründlichen und verständnissvollen Verarbeitung desselben, nicht in einem so zu sagen unbegrenzten Umfange, sondern ganz überwiegend unter ausgesprochener Beschränkung auf die Geschichte seines Heimathlandes Sicilien. Die arabischen Studien dienten ihm als Mittel, um diese Geschichte auf neuen Grundlagen aufzubauen. Aber so sehr auch seiner Historiographie das Lob gründlicher Forschung und objektiver, unparteiischer Darstellung zu Theil wird, so war selbst diese ihm noch nicht Selbstzweck, sondern wiederum nur Mittel zu dem noch höheren Zwecke, durch die Erforschung der Vergangenheit zu wirken auf die Erkenntniss der Gegenwart und die Ge-

staltung der Zukunft. Dass er diese Wirkung schon mit seiner ersten Arbeit über die sicilische Vesper in einer von ihm selbst kaum geahnten Weise erreichte, erklärt sich nur daraus, dass der Gelehrte in ihm noch überragt wurde durch das Gewicht des ganzen Mannes und seines persönlichen Charakters.

Amari wird uns geschildert als eine urwüchsige Natur, befähigt durch eine eiserne Gesundheit, an seine Arbeitskraft ungewöhnliche Ansprüche zu stellen, wenig bedacht auf das Aeussere der Erscheinung, aber vom edelsten Kern unter herber und rauher Schale, nicht sowohl eine poetisch angehauchte Gestalt, als ein unbeugsamer altrömischer Charakter.

Das Schicksal drängte ihn zum Kampfe gegen politische und geistige Unterdrückung. Aber selbst die schweren Erfahrungen, die ihm schon in seinen Jünglingsjahren nicht erspart wurden, bewirkten in ihm nicht leidenschaftliche Erregtheit und tiefe Verbitterung: sie machten aus ihm nicht einen gewöhnlichen Conspirator oder Strassen-Revolutionär, sondern sie stählten seine Energie. Die Revolution ward ihm nicht Zweck, sondern durch die Nothwendigkeit aufgedrungenes Mittel. Er war nicht Parteimann, sondern er arbeitete im Dienste der Wahrheit und Gerechtigkeit. Wie ein unparteiischer Richter stand er, wie als Beurtheiler der Vergangenheit, so in den Kämpfen der Gegenwart über den Dingen. Darum ist auch in der Wissenschaft seine Darstellung keine tendenziös gefärbte oder beabsichtigt agitatorische; ja, er fühlt sich gedrungen, eine Revolutionsgestalt, wie die des Giovanni da Procida, ihres legendarischen Schimmers zu entkleiden und die sicilianische Vesper nicht als das Werk eines Einzigen oder die Verschwörung Weniger zu verherrlichen, sondern darzustellen als das Werk eines ganzen Volkes, des mit unwiderstehlicher Macht hervorbrechenden Volksgeistes. Darin, dass in ihm dieser Volksgeist in hervorragender Weise verkörpert war, liegt das

Geheimniss seiner Wirkung: er war nicht blos Vorläufer, sondern Vorbild, sein Charakter ein vorbildlicher.

Dieses Charakterbild im Einzelnen zu entwickeln auf dem breiten Hintergrunde des historischen Schauplatzes, auf dem er wirkte, würde eine Aufgabe gewesen sein, würdig eines Döllinger; ich darf noch mehr sagen: ich weiss, dass das Thema in der That für ihn etwas Verlockendes hatte; und gewiss nicht aus Zufall. Denn so verschiedenartig sich die äusseren Lebenswege und das Wirken des Einen und des Anderen gestaltet, so vielfach innerlich verwandt waren beide in ihren idealen Bestrebungen und letzten Zielen; und wenn jetzt beide in hohem Greisenalter und fast gleichzeitig aus ihrer nimmer ermüdeten Thätigkeit abberufen worden sind, so liegt darin nur eine verstärkte Aufforderung, an dieser Stelle auf ihre geistige Zusammengehörigkeit hinzuweisen und ihr Andenken auch für die Folge in unserer Erinnerung zu verbinden.

Benutzt wurden: G. Dugat, *Histoire des orientalistes de l'Europe* 1868, T. I, p. 12—24; de Gubernatis, *Dizionario biografico* 1879, I, p. 32; *Dictionnaire international des écrivains* 1888, p. 50; die Reden bei der Leichenfeier von Boselli, Villari und Massarani in der Florentiner Zeitung *la Nazione*, vom 19. Juli 1889.

J. de Witte.

Jean Joseph Antoine Marie, Baron de Witte war am 24. Februar 1808 zu Antwerpen geboren, wo seine Familie seit fast drei Jahrhunderten sesshaft, durch ihre Thätigkeit in städtischen Aemtern und Würden eine hoch angesehene Stellung einnahm. Ueber seine Jugend und wissenschaftliche Vorbildung fehlen mir bestimmte Nachweisungen. Bereits aber im Beginne seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, bei Abfassung eines archäologischen Berichtes im *Bull. dell'Inst. arch.* 1830, finden wir ihn in Paris, das er nie mehr auf die Dauer bis zu seinem am 30. Juli 1889 erfolgten Tode

verliess. Namentlich seit seiner Verheirathung blieb Paris sein fester Wohnsitz, den er nur in den Sommermonaten mit dem Aufenthalte auf seinem Schlosse Wommelghem bei Antwerpen vertauschte. Weitere Unterbrechungen bildeten nur verschiedene wissenschaftliche Reisen, unter denen ein Besuch von Italien und Griechenland 1841/2 sich der officiellen Förderung durch die belgische Regierung erfreute. —

Oeffentliche Aemter hat de Witte niemals bekleidet. Wissenschaftliche Ehren wurden ihm von verschiedenen Seiten zu Theil, — unserer Akademie gehörte er seit 1871 als auswärtiges Mitglied an —; aber wohl nur eine hat er gewissermassen als das Ziel seines literarischen Ehrgeizes erstrebt: da er, nicht als Franzose naturalisirt, in die pariser Académie des inscriptions et belles lettres nicht als ordentliches Mitglied aufgenommen werden konnte, so gereichte es ihm zur besonderen Genugthuung, ihr (seit 1864) als eines der wenigen auswärtigen Mitglieder (*associé étranger*) anzugehören.

Mit de Witte ist der letzte einer Generation von Archäologen geschieden, denen die Entdeckungen Etruriens und die Nothwendigkeit ihrer ersten wissenschaftlichen Verarbeitung ihr besonderes Gepräge verliehen haben. Nur wenige Jahre vor dem Beginne seiner Thätigkeit, gegen das Ende der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts, öffneten sich die Nekropolen Etruriens und boten durch ihren Inhalt der Archäologie ein ungeahntes reiches Material an kleineren Monumenten, namentlich in überwältigender Zahl an gemalten Vasen. Hieraus erwachsen der Archäologie ganz neue Aufgaben. Die systematische Behandlung musste vorläufig in den Hintergrund treten. Es galt zunächst sich des Stoffes zu bemächtigen, das Material zu sammeln, zu registriren, zu catalogisiren. Dieser Aufgabe zu genügen, das bildete einen Theil der Hauptthätigkeit des von E. Gerhard in Rom 1829 gegründeten Instituts für archäologische Correspondenz. Für

verwandte Zwecke wirkte in Paris Panofka, der sich damals durch das Zusammenfassen wissenschaftlicher Kräfte zur Verfolgung gemeinsamer Aufgaben unleugbare Verdienste erwarb. Zu diesen gehört es, de Witte zur Mitarbeiterschaft herangezogen zu haben; die Art aber, in welcher sich dieselbe bethätigte, war wiederum bedingt durch die persönlichen Verhältnisse.

In völlig unabhängiger Lebensstellung, die ihm sogar gestattete, zuweilen höheren Zwecken ein materielles Opfer zu bringen, durfte er der Wissenschaft durchaus frei und um ihrer selbst willen ohne Zwang leben, allerdings auch ohne denjenigen Zwang, den eine berufsmässige Thätigkeit nicht selten auf die Förderung namentlich umfassender und systematischer Aufgaben ausübt. Schon früh war er offenbar durch das neue Leben auf dem Gebiete der Archäologie angeregt worden; neues Material floss fast täglich in reichem Maasse zu und führte ihn bald über das Stadium blosser Liebhaberei und des Dilettantismus zu ernster wissenschaftlicher Beschäftigung. In einem Mittelpunkte wie Paris, in einem Kreise von Kunstfreunden und Sammlern, konnte es nur erwünscht sein, in de Witte eine Kraft zu gewinnen, die mit uneigennütziger Freudigkeit sich mancher mühevollen Arbeit zu Nutz und Frommen der Wissenschaft unterzog. So entstanden die Cataloge der Sammlungen Durand, Canino, Magnoncourt, Beugnot, weiter Greppo, Janzé, des Musée Napoléon, der Sammlungen A. Castellani, Paravay, und noch in seinen letzten Jahren der Sammlung Dzialynski-Czartoryski (*antiqu. conservées à l'hôtel Lambert*), welche, wenn auch zunächst meist nur für Auctionszwecke bestimmt, doch durch die Sorgfalt der mit geübtem Blicke ausgearbeiteten Beschreibungen lange ihren Werth als wissenschaftliche Stoffsammlungen für weitere Untersuchungen bewahrt haben. Auch als das archäologische Institut in Rom während der ersten Jahrzehnte seine Wirksamkeit in enger Vereinigung

mit den pariser Kreisen entfaltet, war es neben der Protection des Herzogs von Luynes wiederum de Witte, der als der persönliche Träger und Vermittler des geschäftlichen Verkehrs diese Beziehungen zu gemeinsamem Nutzen lange aufrecht erhielt; und selbst als sich dieselben später lockerten, hat er sich noch durch die Ermöglichung einer stattlichen Publication panathenäischer Vasen in den *Monumenti inediti IX* (1877—78) ein dankbares Andenken gesichert. — Auf gleicher Linie stehen die Verdienste, die er sich durch die Leitung und Förderung französischer Zeitschriften, der *Revue archéologique*, der *Gazette archéologique* erwarb.

Die Aufgabe des Beschreibers erweiterte sich naturgemäss zu der des Erklärers. In einer langen Reihe interpretatorischer Aufsätze hat er theils einzelne Monumente, theils die bildlichen Darstellungen einzelner mythologischer Gestalten eingehend behandelt. Einen umfassenderen Plan verfolgte er in Gemeinschaft mit Charles Lenormant, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband, die sich mit gleicher Wärme sogar auf dessen Sohn François vererbte. Es handelte sich um eine Publication von Vasenbildern im weitesten Umfange, die wenigstens in der Beschränkung auf die Darstellungen der oberen Götter in den vier Bänden der *Élite céramographique* zur Durchführung gelangte. Wenn hier allerdings der Text durch die Nachwirkungen Creuzer's Symbolik, sowie durch die unkritische Methode Panofka's nicht zu seinem Vortheil beeinflusst wurde, so bleibt doch dem Werke auch jetzt noch ein wissenschaftlicher Werth, der sich wohl am besten dem der verwandten Publicationen Gerhard's an die Seite stellen lässt.

Veränderte Gesichtspunkte machen sich in anderen Arbeiten geltend. Durch ein sorgfältiges und umfassendes Verzeichniss der Namen und Werke der Vasenmaler hat er zuerst für die späteren Studien über diese Klasse von Künstlern oder Kunsthandwerkern eine gute Grundlage geschaffen.

Auf das Gesamtgebiet der Vasenkunde sind gerichtet die *Études sur les vases peints* (1865) und die Einleitung zum Catalog der Dzialynski'schen Sammlung: „Man sieht (sagt er mit Bezug auf die ersteren), die Sammlung Campana hat den Vorwand geliefert für diese Artikel, aber schliesslich habe ich versucht, einen raschen Ueberblick zu geben über den gegenwärtigen Zustand unserer Kenntnisse von der keramischen Kunst der Griechen“. Es sind also nicht eigentlich systematische, auf der Grundlage eines erschöpfenden gelehrten Apparates ausgeführte Durcharbeitungen des Stoffes, sondern sie sind erwachsen auf der Grundlage einer breiten praktischen Erfahrung, und gerade durch diesen Charakter entbehren sie neben fortgeschritteneren Arbeiten auch heute noch nicht eines selbständigen Werthes.

Dass in allen diesen Studien die gemalten Vasen im Vordergrund stehen, lag in der Natur der damaligen Entdeckungen auf dem Boden Italiens und insbesondere Etruriens: gegenüber den Vasenfunden standen kleine Bronzen, Spiegel, Geräte und der übrige Apparat des Gräberschmuckes dem Umfange nach stark zurück. Ebenso bei de Witte: er hat zur Verarbeitung auch dieses Stoffes manchen Beitrag geliefert, in geringerer Ausdehnung, aber geleitet von den gleichen wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Dagegen ist er der Betrachtung der monumentalen Plastik und ihrer historischen Entwicklung fast ganz fremd geblieben: sie lag weniger im Geiste der Zeit, in welche seine Hauptthätigkeit fällt.

In gleicher Richtung wie bei den archäologischen Studien bewegt sich die Thätigkeit de Witte's auch auf dem Gebiete der antiken Numismatik. Auch hier ist wieder der engen Beziehungen zu der Redaction der französischen *Revue numismatique*, sowie seiner Mitarbeiterschaft an der *Rèvue de numismatique belge* zu gedenken. Hilfreich betheiligte er sich ferner durch eigene Ergänzungen an der Herausgabe der

Marchant'schen numismatischen Briefe und führte ebenso die von dem Herzoge von Blacas begonnene Uebersetzung der Mommsen'schen Geschichte des römischen Münzwesens nach dessem Tode zu Ende. In der langen Reihe von kleineren Arbeiten ist die griechische Numismatik nicht unberücksichtigt geblieben; aber entschieden überwiegt die römische: hier verdichten sich gewissermassen die Einzelstudien zur Lösung einer grösseren Aufgabe, die zu einem nicht geringen Theile im „heimathlichen“ Boden wurzelt, zu dem Plane einer Münzgeschichte der römischen Kaiser, welche im dritten Jahrhundert n. Ch. in Gallien regierten. Der erste Theil, welcher die Sammlung der bis dahin der Wissenschaft zugänglichen Münzen enthielt, erschien im Jahre 1868. Aber zum Theil wohl in Folge dieser Publication ergab sich eine Mehrung des Materials, welche de Witte zum Abschlusse einer systematischen Verarbeitung desselben nicht hat gelangen lassen. Hoffentlich werden die vielen Vorarbeiten der Wissenschaft nicht verloren gehen!

So tritt uns die Thätigkeit de Witte's als eine vielverzweigte und nach vielen Seiten fördernd eingreifende entgegen, und wenn ihm trotzdem seine Stelle nicht wohl in der vordersten Reihe der Führer und Bahnbrecher angewiesen werden kann, so gebührt ihm dagegen — ich möchte den Ausdruck gebrauchen in des Wortes bester Bedeutung — unter den Geschäftsführern der archäologischen Wissenschaft ein Ehrenplatz. Nicht mit Unrecht hat Gerhard das archäologische Institut bei seiner Gründung bezeichnet als Institut für archäologische Correspondenz, und es ist ihm in der That gelungen, durch dasselbe einen Mittelpunkt zu schaffen für den archäologischen Geschäftsverkehr. Ihm hatte sich in seiner Thätigkeit, soweit es den Kräften des Einzelnen gegeben ist, de Witte an die Seite gestellt. Er hatte sein Leben recht eigentlich dem Dienste der Wissenschaft gewidmet: aufmerksam folgte er ihrer durch epochemachende

Entdeckungen eingeleiteten neueren Entwicklung, aber nicht nur um seinem eigenen Wissenstriebe genug zu thun, sondern bei voller Unabhängigkeit frei von jedem Neide, ward es ihm fast zum Bedürfniss, das Zusammenwirken verschiedener Kräfte zu gemeinsamen Zielen, wo sich ihm Gelegenheit bot, zu fördern und zu unterstützen. Eine biedere, mehr niederdeutsche, als französische Natur, so dass er auch nach langjährigem Aufenthalte in Paris den heimischen vlämischen Accent in der Aussprache des Französischen nicht zu verläugnen vermochte, machte ihn seine schon durch die Geburt ihm angewiesene neutrale Stellung in besonderem Maasse geeignet, auf dem Gebiete wissenschaftlicher Interessen eine gewissermassen internationale vermittelnde Stelle zu übernehmen. Dadurch hat er, wenn auch in seinen eigenen Arbeiten so manches dem Schicksal der Veraltung nicht entgehen kann, sich um den allgemeinen Fortschritt der archäologischen Studien bleibende Verdienste erworben, die ihm, und nicht am wenigsten unter den deutschen Fachgenossen, ein dankbares Andenken sichern werden.

Ein (bis zum Jahre 1886) vollständiges Verzeichniss der Schriften de Witte's findet sich in den *Notices biographiques et bibliographiques* der k. belg. Akademie vom J. 1886, S. 313—325. Eine Ergänzung nebst Biographie wird demnächst in den Schriften derselben Akademie erscheinen. Vgl. auch den Nekrolog im *Bulletin de la Société des antiquaires de France* 1890.

Ludwig von Urlichs.

Karl Ludwig Urlichs war am 9. November 1813 zu Osnabrück geboren. Nach dem Sturze des Königreichs Westphalen kehrte sein Vater, bis dahin dort Abtheilungsdirector in der französischen Präfector, nach seiner Heimath Aachen zurück und war dort bis zu seinem Tode 1826 als Registrator in der preussischen Regierung thätig. Am dortigen Gymnasium erhielt der Sohn seine wissenschaftliche Vorbildung.

Von 1829 an studirte er in Bonn, wo er noch die letzten Vorlesungen Niebuhrs besuchen konnte, während neben Heinrich besonders Naeke und Welcker bestimmenden Einfluss auf seine Studien ausübten. Der Promotion im Jahre 1834 folgten mehrere Wanderjahre. Zuerst als Lehrer im Fellenberg'schen Institut zu Hofwyl beschäftigt, wandte er sich 1835 nach Rom und trat dort 1836—38 als Erzieher im Hause Bunsens, in nahe Beziehungen zu dem damaligen Kreise deutscher Gelehrter, nächst Bunsen selbst zu Gerhard, Kestner, Platner, sowie den jüngeren: Lepsius, Reumont, Braun, den beiden Abeken, Papencordt. Auch zu Reisen nach Neapel und Sicilien bot sich Gelegenheit. Nach Bunsen's Weggang führte ihn eine Hauslehrerstelle in einer schottischen Familie 1839 nach der Schweiz und Florenz und nochmals nach Rom zurück, von wo er 1840 dauernd nach Deutschland zurückkehrte. Von da an ist seine Laufbahn die eines deutschen Universitätslehrers. 1840 Privatdocent und 1844 ausserordentlicher Professor in Bonn folgte er 1847 einem Rufe als ordentlicher Professor nach Greifswald und 1855 nach Würzburg. Als Mitglied des obersten Schulrathes seit dessen Gründung 1873 bot sich ihm ausserdem Gelegenheit, an der Reform des bayerischen Gymnasialwesens sich wirksam zu betheiligen. Die letzten Jahre gestatteten ihm, Italien wiederzusehen und Griechenland kennen zu lernen. Noch über sein 50 jähriges Doctorjubiläum hinaus blieb er in voller und frischer Thätigkeit bis zu seinem schnellen und unerwarteten Tode am 3. November 1889.

Wie bei de Witte, so haben auch bei Ulrichs die besonderen Zeitumstände und persönliche Verhältnisse auf den ganzen geistigen Entwicklungsgang in sehr bestimmender Weise eingewirkt. Als Ulrichs die Universität bezog, hatten sich die Kämpfe zweier widerstreitender Richtungen in der Philologie, die sich an die Namen G. Hermann's einer-, und Böckh's und Welcker's andererseits knüpften, noch nicht

beruhigt; und wenn auch die zur Alterthumswissenschaft erweiterte Philologie immer mehr Boden gewann, so waren doch die neuen antiquarischen und archäologischen Disciplinen noch keineswegs schon zu der uns jetzt geläufigen Abrundung gelangt. Es war ferner damals noch eine seltene Ausnahme, dass ein junger Philologe wie Urlichs nach vollendetem Universitätsstudium als Vorbereitung für den eigenen Lehrberuf noch eine zweite Lehrzeit auf dem klassischen Boden Roms durchzumachen, als förderlich, wenn nicht als nothwendig erachtete. Als Universitätslehrer lag es ihm bis an das Ende seines Lebens ob, in weiterem Umfange als es jetzt meist verlangt wird, das ganze Gebiet der Philologie und Archäologie bis zur Aesthetik und neueren Kunstgeschichte zu vertreten. Dazu gesellte sich sein eigenes Naturell, Leichtigkeit, Beweglichkeit und Gewandtheit im Leben, welche weniger darauf gerichtet waren, alle Kräfte in mühsamer Arbeit auf Erreichung eines einzigen engeren Zieles zu concentriren, als nach verschiedenen Seiten, wie sich die Gelegenheit bot, selbst über seine eigentlichen Fachkreise hinaus frisch einzugreifen. Ja noch weiter: im öffentlichen Leben führte ihn die politische Bewegung von 1848 zu einer parlamentarischen Thätigkeit als Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses und des Erfurter Parlamentes (1848—52).

Seine Erstlingsarbeit über Achaeus von Eretria war unter dem Einflusse Welcker's entstanden. In Rom führte ihn Bunsen in die Topographie der Stadt ein; und aus diesen Studien ging der Abschnitt über das Marsfeld in der grossen „Beschreibung Roms“, sowie der in Verbindung mit Platner bearbeitete Auszug aus derselben hervor. Gewissermassen ein Nachspiel dazu bildeten mehrere Jahre hindurch heftige Streitschriften mit dem Leipziger W. A. Becker. Erst später (1871) und in Folge der Concurrenz jüngerer Forscher fast verspätet folgte die Herausgabe des Codex topographicus urbis Romae.

Schon beim Beginne seiner Lehrthätigkeit in Bonn, wo ich zu seinen ersten Zuhörern gehörte, bewegte sich dieselbe nach verschiedenen Richtungen. Wir finden allerdings Vorlesungen über ciceronische Reden, über Thucydides, Pindar; aber die engere Philologie tritt stark zurück gegen die realen Disciplinen: alte, besonders römische Geschichte, alte und ebenso italische Geographie und Chorographie und dazu Topographie von Rom und Athen, griechische und römische Antiquitäten und — damals vielleicht zum ersten Male in einem deutschen Kathedervortrag — eine Einführung in die lateinische Inschriftenkunde. Dazu gesellte sich die Archäologie zuerst in encyclopädischer Behandlung nach Müller's Handbuch, dann alte Kunstgeschichte (und ausnahmsweise einmal Kunstmythologie), allgemeine Kunstgeschichte. Seinen Eifer für die praktische Seite der archäologischen Studien bethätigte er ausserdem durch die von ihm 1841 ausgegangene Gründung des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, der noch heute in voller Wirksamkeit und Blüthe fortbesteht. — Ganz vereinzelt steht die Ankündigung einer Vorlesung über Shakespeare's Romeo und Julie, von der es mir allerdings zweifelhaft ist, ob sie, gerade um die Zeit seiner Berufung nach Greifswalde, wirklich gehalten worden ist.

Dort und später in Würzburg musste sich dieser Cyklus mehrfach den Anforderungen an seine Stellung anbequemen, welche weit mehr auf eine Erweiterung, als auf eine Beschränkung hindrängten. Zur Archäologie verlangte man in Würzburg die Berücksichtigung der allgemeinen Kunstgeschichte und Aesthetik. Wenn die historischen und antiquarischen Disciplinen eine geringe Beschränkung erfuhren, so trat an ihre Stelle die griechische Literaturgeschichte als Ganzes oder in verschiedenen Theilen. Der Kreis der eigentlichen Interpretationscollegien erweiterte sich verhältnissmässig wenig, durch Aeschylus, Aristophanes, Tacitus. Dagegen boten ihm die Uebungen im Seminar den Anlass,

seine Lehrthätigkeit auf die gesammte klassische Literatur im weitesten Umfange und fast in allen ihren Hauptvertretern auszudehnen.

Ueber seine Erfolge als Lehrer sprechen sich zahlreiche Schüler mit warmer Anerkennung aus. Die Zuhörer fühlten sich angezogen schon durch die leichte und gewandte Beherrschung der Sprache und die frische Lebendigkeit des Vortrages. Weiter wirkte sodann eben die Breite und Vielseitigkeit seiner Bildung und seiner Anschauungen, welche den Blick auch der Schwächeren über den engen Kreis blosser Schulwissenschaft hinaus zu erweitern mit Erfolg bestrebt und doch auch zugleich geeignet war, bei den Besseren die Liebe zu eigener wissenschaftlicher Arbeit zu erwecken. Wo er solchen Bestrebungen begegnete, da hat er sich den Einzelnen nicht nur durch näheren persönlichen Verkehr hilfreich erwiesen, sondern ihnen auch über die Universitätszeit hinaus eine wohlwollende Förderung angedeihen lassen.

Als eine Frucht jener Vielseitigkeit in der Orientirung auf den verschiedenen Gebieten der Alterthumswissenschaft darf es wohl auch betrachtet werden, wenn es ihm gelang, in dem einleitenden Bande der Iwan Müller'schen Handbücher die „Grundlegung und Geschichte der Philologie“ geschickt und mit leichter Hand darzulegen, die gewissermassen auch als das Programm seiner eigenen Thätigkeit betrachtet werden darf.

Wenn auf dem Gebiete der Lehrthätigkeit die Philologie nach ihrer praktischen Bedeutung den grösseren Raum einnahm, so ist das Umgekehrte der Fall auf dem Felde der literarischen Arbeit. Rein philologisch sind fast nur die Arbeiten über Tacitus, insbesondere dessen Agricola. Denn wenn auch die Chrestomathia Pliniana und die Vindiciae Plinianae von umfassenden Studien über Plinius Zeugniß ablegen, so zeigen doch andere Aufsätze wie die über die

Quellenregister zu Plinius' letzten Büchern u. A., wie ihm Plinius weniger für sich selbst Zweck, sondern nur Mittel für seine archäologischen Studien sein sollte. Auf diesem letzteren Gebiete tritt uns in zahlreichen Beiträgen seine Thätigkeit als eine scheinbar zersplitterte entgegen, entbehrt aber keineswegs einer inneren Einheit. In der Zeit, in welcher Urlichs den Grund seiner Studien in Bonn legte und auch noch während des darauf folgenden Aufenthaltes in Rom hatte die neuere Methode der Denkmälererklärung, wie sie in Folge des massenhaften Zuwachses neuen Materials sich als nothwendig erwies, noch keine feste Gestalt gewonnen. Ebenso wurden kunstgeschichtliche Untersuchungen nach der künstlerischen oder stylgeschichtlichen Seite damals überhaupt kaum betrieben, und er selbst brachte denselben wenig Neigung entgegen. In einer Recension meiner Künstlergeschichte (Jahrb. f. Philol. 69, S. 374) sagt er: „Ihm (dem Rec.) sind die trockeneren chronologischen Untersuchungen (in derselben) die liebsten, weil sich dadurch feste Punkte ergeben, von denen man ganze Gebiete der Kunstgeschichte leichter und sicherer beherrschen kann, als wenn man von subjectiven Meinungen aus ihren Gang zu construiren unternimmt.“ Aus dieser Verschiedenheit der Grundanschauungen hat sich allerdings zwischen Urlichs und mir, von der mündlichen Disputation bei meiner Doctorpromotion beginnend, ein „dreissigjähriger Krieg“ über die Chronologie der ältesten griechischen Künstler entwickelt, neben dem indessen, was ich ausdrücklich betone, die alten persönlichen Beziehungen ungetrübt fortbestanden haben. Und ausserdem blieben seine Untersuchungen keineswegs bei der blossen Chronologie stehen: besonders machte sich seine frühere Hinneigung zum Studium der alten Geschichte überhaupt geltend. In seiner Schrift über Skopas hat er, wenn nicht zuerst, so doch in umfassenderer Weise als je zuvor die politische Geschichte der Staaten und Ortschaften, welche für künstlerische Unter-

nehmungen, die Entstehung oder Weihung einzelner Werke maassgebend gewesen sein dürften, zur Erörterung beigezogen, vielleicht in zu umfassender Weise, wie es ja bei der Einführung eines neuen Gesichtspunktes leicht erklärlich ist, der aber doch unter gewissen Beschränkungen sich schliesslich als berechtigt und förderlich erweist. Diese Richtung lässt sich weiter verfolgen in den Arbeiten über den Tempel von Olympia, über das Nereidenmonument von Xanthos, über pergamenische Inschriften; nach einer andern Seite hin in denen über griechische Statuen im republicanischen Rom; über die Malerei in Rom vor Caesars Dictatur; über römischen Bilderhandel. In allen diesen Arbeiten lässt sich ein einheitlicher Zug nicht verkennen, einheitlich in der Art der historischen Behandlung, die aber, was den Inhalt anlangt, weniger auf die innere Entwicklungsgeschichte der Kunst gerichtet ist, als auf die äusseren Thatsachen ihrer Gestaltung.

Einen bestimmenden Einfluss auf einen weiteren nicht kleinen Theil seiner literarischen Thätigkeit musste die Stiftung ausüben, welche der Universität Würzburg durch die Erbschaft Martin Wagner's im Jahre 1857 zufiel. Die Antikensammlungen derselben, zu deren Vermehrung Urlichs namentlich durch den Ankauf der Feoli'schen Vasensammlung beitrug, verlangten eine Katalogisirung, die er in drei Abtheilungen durchführte. Einzelne Monumente fanden eine eingehende Besprechung in besonderen Aufsätzen (Zwei Vasen ältesten Styls; über die Gruppe des Pasquino; über den Vasenmaler Brygos), sowie in den 1885 erschienenen „Beiträgen zur Kunstgeschichte“. Aus der Correspondenz mit König Ludwig I. erwuchs die Geschichte der Glyptothek (1867). Der übrige schriftliche Nachlass aber lieferte nicht nur den Stoff zu einem Lebensbilde Wagner's, sondern auch zu weiteren biographischen Mittheilungen über Thorwaldsen, Cornelius, Overbeck.

Selbst über solche, durch seine amtliche Stellung veranlasste Verarbeitung gegebenen Stoffes hinaus, liess er auch

sonst sich darbietende Gelegenheiten sich nicht entgehen, seine Thätigkeit über das engere Gebiet seiner Fachstudien auszudehnen. Durch Beziehungen zu Persönlichkeiten aus den Goethe'schen Kreisen und zu der Familie Schiller's glückte es ihm, von wichtigen literaturgeschichtlichen Documenten Kenntniss zu erlangen, welche er durch mehrfache Besprechungen und wissenschaftliche Bearbeitungen dem weiteren Kreise der Literaturfreunde zugänglich zu machen, mit nicht geringerem Eifer und Verständniss, wie bei seinen philologischen und archäologischen Arbeiten sich angelegen sein liess.

So sehr sich hierin, wie überhaupt in seiner Thätigkeit die Vielseitigkeit seiner Interessen, die Beweglichkeit seines Geistes und die Gewandtheit bei der Inangriffnahme so verschiedener Aufgaben bekundeten, so ist es doch gerade in solchen Eigenschaften begründet, dass sich seine Studien nicht zu wenigen Werken grösseren Umfanges einheitlich zusammenschlossen, sondern schon in der Art ihrer Veröffentlichung meist den Charakter von Gelegenheitsschriften trugen. So hat Urlichs nach Analogie der Winckelmannsprogramme zu der jährlichen Stiftungsfeier des Wagner'schen Institutes seit 1865 nicht weniger als 22 Programme veröffentlicht, die eine Einheit nur durch den Anlass ihres Erscheinens und allerdings durch die Person ihres Verfassers bilden, ihrem Inhalte nach sich aber nur etwa als vermischte Schriften desselben bezeichnen liessen. Anderes trägt die Form von Vorträgen: bei Philologenversammlungen oder anderen Gelegenheiten, während natürlich ein sehr wesentlicher Theil von Beiträgen in verschiedenen Zeitschriften zerstreut ist. Ein vollständiger Ueberblick wird sich erst aus der Biographie gewinnen lassen, die von seinem, den Spuren des Vaters auch in seinen eigenen Studien folgendem Sohne vorbereitet wird.

Es wird sich kaum jemals die Gesamtcharakteristik einer bestimmten Persönlichkeit unverändert auf eine zweite übertragen lassen; und doch, wenn man liest, wie Urlichs in seiner

Geschichte der Philologie (S. 121) über Göttling urtheilt: „der geistreiche, für das Alterthum begeisterte, als Lehrer ausgezeichnete Mann entwickelte . . . eine vielseitige Thätigkeit, überall anregend, selten überzeugend“, so hat man die Empfindung, als ob in diesen Worten Urlichs in sehr wesentlichen Zügen sein eigenes Bild gezeichnet habe. Ich möchte das „selten überzeugend“ nicht zu scharf betonen, obwohl ich ja in unseren Gontroversen mich oft genug als nicht überzeugt habe bekennen müssen. Aber so viel darf wohl behauptet werden, dass die zahlreichen, mehr den Charakter von Studien, als von abgeschlossenen Arbeiten tragenden Beiträge häufig nicht zu Ergebnissen geführt haben, welche sich sofort als fester und dauernder Erwerb dem Besitzstande der Wissenschaft hätten einfügen lassen. Aber oft bedarf es der halben Wahrheit, ja des Irrthums, um nur erst den Weg zur vollen Erkenntniss der Wahrheit zu bahnen. Gerade bei Kämpfen über verwickelte Fragen verwirren sich oft die Fäden, so dass es oft erst am Schlusse hervortritt, wie auch der besiegte Theil das Seinige beigetragen hat, dem höheren Ziele des Kampfes, der Wahrheit, zum Siege zu verhelfen. Die Wissenschaft bedarf zu ihrem Gedeihen des Zusammenwirkens von Kräften verschiedener Art; aber um den Antheil des Einzelnen gerecht zu beurtheilen, bedarf es vor Allem einer gerechten Würdigung der Voraussetzungen, die in der Persönlichkeit des Einzelnen, in den Bedingungen seiner Zeit und seiner Umgebung gegeben sind. Bei Urlichs fällt die Studienzeit, welche die tiefsten Eindrücke zu hinterlassen pflegt und oft für die gesammte spätere Entwicklung massgebend bleibt, in eine Uebergangsperiode, aus welcher unter mannigfachen Schwankungen eine neue Entwicklung der Alterthumswissenschaft erst hervorgehen sollte. Die verschiedenen Ansprüche, denen er in seinen amtlichen Stellungen zu genügen hatte, erwiesen sich einer Concentrirung aller Kräfte auf die Bearbeitung eines engeren, bestimmt begrenzten wissenschaftlichen Ge-

bietet wenig günstig. Nicht minder aber war es die Lebendigkeit und Beweglichkeit der eigenen Natur, welche den Lockungen zu vielseitiger Thätigkeit stets bereitwillig entgegenkam. Wenn nun auch die Ergebnisse der unter solchen Einflüssen entstandenen Arbeiten durch den Fortschritt der Wissenschaft vielfach überholt werden und selbst da, wo sie im Einzelnen sich förderlich erwiesen haben, den spätern endgültigen Lösungen gegenüber mehr in den Hintergrund treten, so wird doch die Gestalt ihres Verfassers als eines stets bereiten Kampfgenossen in dem Gesamtbild des wissenschaftlichen Fortschrittes seiner Zeit nicht fehlen dürfen.

Vgl. den Nekrolog von N. Wecklein in der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 6. Februar 1890.

Franz Delitzsch.

Der äussere Lebensgang Franz Delitzsch's ist im Wesentlichen der eines deutschen Universitätslehrers. Geboren am 23. Februar 1813 in Leipzig als Sohn unbemittelter Eltern ward ihm die Möglichkeit wissenschaftlichen Studiums durch die nachhaltige Unterstützung eines mit seinen Eltern zusammenlebenden Israeliten Hirsch Levi, des Inhabers eines kleinen Büchergeschäftes geboten. Nach vollendeter Vorbildung auf der St. Nicolai-Schule widmete er sich 1831 auf der Universität zunächst dem Studium der Philosophie und Philologie; aber schon 1832 trat er in Folge einer plötzlichen inneren Wandlung zur Theologie über, was ihn nicht hinderte, am 3. März 1835 den philosophischen Doctorgrad zu erwerben, während die Ehren eines Doctors der Theologie ihm erst später durch die Universität Erlangen ertheilt wurden. Erst nach einer Reihe von Jahren, die er, bereits wissenschaftlich thätig, wie bisher in Leipzig verbrachte, habilitirte er sich 1842 an der Universität und rückte an derselben 1844 zum ausserordentlichen Professor

vor. 1846 folgte er, nachdem er schon vorher einen Antrag aus Königsberg als seiner theologischen Richtung weniger entsprechend abgelehnt hatte, einem Ruf als ordentlicher Professor nach Rostock und von dort 1850 nach Erlangen, wo er 17 Jahre lang im engen Verein mit Hofmann für den Glanz und die hohe Blüthe der theologischen Facultät mit hervorragendem Erfolge wirkte. Das Jahr 1867 führte ihn als Professor der biblischen Exegese nach Leipzig zurück, um hier eine ähnliche tiefgreifende Thätigkeit zu entfalten, der es auch an äusserer Anerkennung durch Ehren und Würden nicht fehlen sollte.

Erst im Herbst 1888 erlitt seine Gesundheit eine starke Erschütterung durch eine schwere Erkrankung, die er sich auf einer Reise nach Holland durch unvorsichtigen Gebrauch kalter Bäder zugezogen hatte. Doch konnte er im Laufe des Winters und im Sommersemester seine akademische Lehrthätigkeit wieder aufnehmen. Allein in den Herbstferien befahl ihm eine Lähmung, welche dem Körper die Bewegungsfähigkeit fast vollständig raubte, ohne dabei seine geistige Kraft zu brechen. Bis in die letzten Tage vor seinem Tode wissenschaftlich thätig, verschied er am 4. März dieses Jahres.

Unserer Akademie gehörte Delitzsch als auswärtiges Mitglied seit 1850 an, und es ist ehrend für beide Theile, dass der, der ihn, den protestantischen Theologen, zur Aufnahme vorschlug, kein anderer war als der katholische Theologe, Abt Haneberg. Zur Begründung seines Antrags führt derselbe Folgendes aus: „Delitzsch hat in seiner Schrift, ‘*Jesurum Isagoge in grammaticam et lexicographiam linguae hebraicae*’ 1838 unter anderem die Vergleichung semitischer Sprachen mit indogermanischen, namentlich dem Sanskrit wesentlich gefördert. Seine Resultate haben die Anerkennung der ersten Männer vom Fache erhalten, z. B. von Eugen Burnouf. — In seiner Schrift „Zur Geschichte der jüdischen Poesie“ (1836) hat er den dichterischen Reichthum der jü-

dischen Literatur, welcher früher nur im engsten Kreise und unvollkommen bekannt war, weithin zur Kenntniss gebracht, hat die Formen und Gesetze dieser Poesie gründlich erforscht und ihre HAUPTERSCHEINUNGEN nach Zeit und Inhalt gesichtet. — Das grösste Verdienst hat er sich durch die Herausgabe und Bearbeitung des Systems der Religionsphilosophie von Aaron ben-Elia, einem Karäer aus Nicomedia . . . erworben. So reichliche Bearbeitung bisher das Gebiet der rabbanitischen Religionsphilosophie gefunden hatte, so dunkel blieb das entsprechende der Karäer. Man wusste im Ganzen nur, dass ihre Richtung freisinnig sei und dass zwischen ihnen und den Rabbaniten eine grosse Abneigung herrschte. Durch die Herausgabe des genannten Werkes hat Delitzsch den Karäern einen Ehrenplatz im Kreise der orientalischen Religionsphilosophie gesichert. Er gibt den Text zunächst nach einem trefflichen Codex von Leipzig und fügt in den Anmerkungen die Varianten der Münchener Handschrift bei. In sehr schätzbaren Beilagen und Einleitungen hat er die europäische Kenntniss von der Culturgeschichte und den Lehren der Karäer sehr gefördert und in vielen Fällen populäre Vorstellungen berichtigt. Zwar ist noch viel zu thun, bis wir von der Geschichte, der Literatur und dem eigenthümlichen Ritus dieser merkwürdigen Fraction des Judenthums eine vollkommene Vorstellung haben werden; aber Delitzsch gebührt das Verdienst, zunächst nach Wolf und Teigland Bahn gebrochen zu haben.* Nachdem sodann noch auf manche belehrende Aufsätze im Literaturblatt des Orients und im Serapeum hingewiesen wird, gedenkt Haneberg noch des rühmlichen Antheils an der orientalischen Abtheilung der Neumann'schen Kataloge der leipziger Stadtbibliothek.

Es schien angemessen, dieses Zeugniß eines competenten Fachgenossen, obwohl dasselbe nur auf das erste Drittel der langen wissenschaftlichen Thätigkeit und noch dazu unter

Ausschluss des eigentlich theologischen Gebietes Bezug nehmen konnte, hier ausführlich mitzutheilen, je weniger der Schreiber des folgenden Gedenkblattes, ohne persönliche Beziehungen zu dem Verstorbenen und den Studienkreisen desselben fernstehend, sich zu eigenem Urtheil befähigt erachten darf, vielmehr sich darauf beschränken muss, aus dem Abhören verschiedenartiger Zeugen das Bild eines hervorragenden Mannes nur in allgemeinen Zügen zu entwerfen.

„Mit den Blumen stand ich stets auf vertrautem Fusse; sie erzählen mir himmlische Dinge; in ihrem Dufte fühle ich die Nähe und den Odem des Schöpfers“, sagt Delitzsch in seiner Schrift: *Iris; Farbenstudien und Blumenstücke* (1888). Schon in diesen Worten kündigt sich die menschliche Seite des Mannes an, der gemüth- und poesievoll, eine *anima candida* auch mit der Menschheit stets auf vertrautem Fusse stand, stets bereit, so weit er es vermochte, zur Linderung materieller Noth im Stillen Wohlthaten zu spenden, nicht weniger aber auch als wahrhaft frommer Mann durch geistigen Rath und Trost zu helfen. In dieser Richtung wirkte er auf weite Kreise durch Erbauungsschriften, wie sein *Communionbuch* und sein *Vater unser*, und ebenso durch das lebendige Wort in Unterweisung und Lehre. Er verschmähte es nicht, bis zu den Kindern herabzusteigen und ihnen besondere Gottesdienste zu halten, er leitete die Uebungen religiöser Conventikel und Missionen. Ausländischen Studierenden widmete er sich in besonderen Conversatorien; seinen Zuhörern suchte er als väterlicher Freund persönlich näher zu treten.

Von solcher inneren Wärme war offenbar auch seine akademische Lehrthätigkeit erfüllt und getragen; doch musste dieselbe natürlich ihr besonderes Gepräge durch seine religiösen Anschauungen erhalten.

Sein theologischer Standpunkt war der des strenggläubigen Lutherthums, streng kirchlich, aber nicht im gewöhn-

lichen Sinne orthodox; und wenn er auch, wo er sich in seinem inneren Empfinden verletzt fühlte, in Zorn aufzufammen und seine Ueberzeugungen in scharfer Polemik zu vertheidigen verstand, so wurde er doch dadurch nicht zum Zeloten und Fanatiker. Er war seiner Natur nach kein eigentlicher Systematiker oder Dogmatiker, der mit eigensinniger Verschlossenheit sich streng an den Buchstaben anklammern zu müssen glaubte. In seiner Zeit vollzog sich ein gewaltiger Umschwung in der Auffassung und Behandlung namentlich der alttestamentlichen Urkunde. „Rastlos arbeitend und allen Fragen seines Faches sich stets offen haltend, wie Delitzsch war, weigerte er sich nicht, auch auf diese Fragen der literarisch-historischen Kritik einzugehen und seine frühere Stellung im Einzelnen im Laufe der Zeit Schritt für Schritt mannichfach zu ändern. Aber niemand konnte weiter davon entfernt sein, als er, in der hl. Schrift nur etwa ein Object kritischer und überhaupt blos wissenschaftlicher Untersuchungen zu sehen. Sie war ihm stets die heilige Urkunde göttlicher Offenbarung, der er nur mit frommer Scheu nahte . . .“ (Luthardt). Und er selbst sagt in der Einleitung zum Neuen Genesis-Commentar (1887): „Wir sind Christen und stehen deshalb zur heiligen Schrift anders als zu den homerischen Gedichten oder zu den Nibelungen oder zu den Denkmälerschätzen in der Bibliothek Assurbanipals . . .“, was ihn jedoch nicht hinderte, noch in seinen späten Jahren unter der Leitung seines jüngsten, als Assyriologen bekannten Sohnes Friedrich diesen letzteren in eigenen Studien näher zu treten. Wenn er dennoch zu der Ueberzeugung gedrängt wurde, dass von einem Kerne göttlicher Offenbarung ein Theil menschlicher Zuthaten zu scheiden sei und sich scheiden lasse, so glaubte er an dem ersteren um so unverbrüchlicher festhalten zu müssen; und auf diesem Glauben beruht seine Wirksamkeit auf dem engeren oder eigentlichen Gebiete der Theologie. Diese

Verdienste aber eingehend zu beurtheilen und zu würdigen, muss den Theologen überlassen bleiben.

Aber „Theologie und Linguistik haben sich von jeher um die Oberherrschaft in mir gestritten“, und wenn er auch aussprach, dass der Grammatiker „doch schlechthin unfähig sein kann, sich theologisch in den Geist seines (des Textes) Sinnes und seiner Geschichte zu versenken“, so stand ihm doch fest, „dass die Theologie als eine wesentlich historische, auf urkundlich bezeugten Thatsachen beruhende Wissenschaft sich auf dem Fundamente grammatischer Auslegung aufzubauen habe“ (in seiner Antrittsrede als Professor in Leipzig: Physiologie und Musik in ihrer Bedeutung für die Grammatik, besonders die hebräische, 1868, in der Einleitung und am Schlusse). Diese philologische Behandlung der Urkunden aber des alten Testaments, die bei Delitzsch weit hinauswächst über das Studium der hebräischen Sprache und von diesem aufsteigt zur allgemeinen Betrachtung des jüdischen Volkes nicht bloß in der Geschichte seiner Vergangenheit, sondern im Hinblick auf seine Zukunft, verleiht seiner ganzen Thätigkeit ein so eigenartiges Gepräge, dass man sich versucht fühlen muss, ihren Ursprüngen nachzuforschen und dieselben auf bestimmte Grundursachen in dem inneren Wesen seiner ganzen Persönlichkeit zurückzuführen.

Es geht die Sage, Delitzsch sei getaufter Jude gewesen. Damit steht die Thatsache im Widerspruch, dass er wenige Tage nach seiner Geburt christlich getauft wurde. Aber auch Verehrer von ihm leugnen nicht den fast jüdischen Typus seiner äusseren Erscheinung. „Die ehrwürdige Greisengestalt, klein von Statur, mit hoher Stirne und tiefblau leuchtenden Augen, an die ehrwürdigen Gestalten des alten Testaments erinnernd, muss jedem unvergesslich sich eingeprägt haben, der je ihn gesehen hat.“ Andere nennen ihn eine im guten Sinne durchaus orientalische Natur, erfüllt von religiöser Gefühlsinnerlichkeit. Bietet sich da nicht

wie von selbst die Annahme dar, dass sein Blut nicht frei von semitischer Beimischung gewesen? Bedeutende Seiten seiner Persönlichkeit treten dadurch in eine scharfe Beleuchtung und das Bild des Mannes gewinnt an Einheitlichkeit.

Gewiss hat sich Delitzsch durch verschiedene Schriften nicht geringe Verdienste um die biblische, auch die neutestamentliche Textgeschichte erworben, und sich mit Eifer an den Arbeiten zur Revision der Luther'schen Bibelübersetzung betheiligt. Aber von noch hervorragenderer Bedeutung ist seine einzig dastehende Kenntniss der hebräischen Sprache. Schon früh begann er das Studium derselben, und er beschränkte sich dabei nicht auf die Sprache der Bibel, sondern er machte sich auch vertraut mit dem talmudischen oder neuhebräischen Idiom. Davon legt neben manchen späteren Arbeiten schon die Schrift Zeugnis ab, welche er bald nach seiner Promotion veröffentlichte: „Zur Geschichte der jüdischen Poesie vom Abschluss der heiligen Schriften des alten Testaments bis auf die neueste Zeit, 1836“. Von noch tiefgreifenderem Einfluss aber, so dass sich in ihnen der eigentliche Kern seiner wissenschaftlichen Thätigkeit erkennen lässt, erwies sich die Reihe von Commentaren zu verschiedenen Schriften des alten Testaments. Ueberall handelte es sich dabei nicht bloß um ein durch eifrigstes und fleissigstes Studium erworbenes Wissen, um eine bis in die grössten Feinheiten eindringende Kenntniss der Sprache, durch die er den Vergleich mit den gelehrtesten Rabbinern nicht zu scheuen brauchte, sondern um eine ihm innewohnende Geisteseigenthümlichkeit, welche in das innere Wesen, das Denken und Empfinden des israelitischen Volkes sich zu versenken verstand, nicht bloß soweit dasselbe seinen Ausdruck fand durch die Sprache in den verschiedenen Formen ihrer Erscheinung, in Poesie und Prosa oder den wechselnden Phasen ihrer geschichtlichen Entwicklung: vielmehr ging damit Hand in Hand die Fähigkeit, das ganze geistige und Culturleben

des Judenthums zu erfassen, geistig gewissermassen mitzuerleben und nachzufühlen, was dasselbe in seinen grössten Geistern bewegt hat; er war ganz erfüllt von dem Geiste des alten Testaments.

Dadurch wurde er oder war er von früh an Philosemit, der sich sogar gedrungen fühlte, das vielverläumdete Volk gegen ungerechte Angriffe thatkräftig zu vertheidigen. Als vor nicht vielen Jahren in Ungarn die alte Fabel von dem rituellen Christenmord der Juden zur Osterfeier wieder einmal auftauchte, da war es Delitzsch, der dieselbe mit allen Mitteln seiner Gelehrsamkeit und mit dem vollen Muthe der inneren Ueberzeugung vernichtete. Wie er aber in dem alten Testamente eine Offenbarung Gottes und in derselben die Grundlage des messianischen Heiles im neuen Testamente erkannte, so lag darin für ihn die Aufforderung, gleichsam als ein neuer Prophet das Volk Israel, welches sich bisher den Segnungen des Christenthums verschlossen, auf die Erfüllung der Verheissung hinzuweisen und der Religion des Messias zuzuführen. Persönlich musste es ihm zur freudigsten Genugthuung gereichen, dieses Ziel bei dem Wohlthäter seiner Jugend Hirsch Levi zu erreichen, indem derselbe 1843, zwei Jahre vor seinem Tode zum Christenthum übertrat. Aber in weit umfassenderem Sinne und schon von seiner Studienzeit an widmete er eine ausgedehnte Thätigkeit der Judenmission überhaupt. Er förderte sie durch eine Reihe von einzelnen Schriften, sowie durch die von ihm 1863 begründete und fast bis zu seinem Tode geleitete Zeitschrift „*Saat auf Hoffnung*“, und schuf endlich nach mancherlei Vorstudien 1886 für sie einen dauernden Mittelpunkt in dem Institutum Judaicum zu Leipzig, einem Seminar zur Ausbildung junger Theologen für den Beruf der Judenmission. — Auf dem gleichen Felde bewegen sich seine Beziehungen zu Rabbinowitsch in Kischenew, welcher, der grösste Talmudkenner seiner Zeit und ursprünglich Erzjude,

allmählich zum Christenthume hinüberlenkte und in Volhynien und Südrussland eine Gemeinde von Juden um sich sammelte, die, den ältesten Judenchristen im ebionitischen Sinne verwandt, eine Art Mittelstellung zwischen Judenthum und messianischem Christenthum einnehmen.

Im engsten Zusammenhange mit diesen Bestrebungen steht ein wissenschaftliches Unternehmen, das wieder auf die sprachlichen Studien zurückführt, die Uebersetzung des neuen Testaments in das Hebräische, die Sprache Israels. Dieser Gedanke, so einfach er klingt, zeugt von seltener Kühnheit, zunächst wegen der Schwierigkeit des Uebersetzens. Die Sprache und Sprachweise des alten Testaments war im Pentateuch und den historischen Büchern historisch, in andern Theilen poetisch; aber sie war nicht dogmatisch durchgebildet. Wie sollten in einer solchen, auch in ihrem Bau und ihrer Grammatik nicht sehr entwickelten Sprache die Schriften des neuen Testaments übersetzt werden, besonders die Briefe Pauli, welche in der zu allen philosophischen und dogmatischen Erörterungen geeigneten und durchgebildeten griechischen Sprache geschrieben waren? Hier kam Delitzsch seine ungewöhnlich tiefe Kenntniss nicht nur des älteren, sondern auch des fortgeschrittenen, des talmudischen Hebräisch zu Hülfe, welches so recht die jüdische Theologensprache genannt werden kann. Er übersetzte das neue Testament, so weit es anging, in das alttestamentliche Hebräisch, und nur wo in diesem eine dem griechischen Begriffe streng entsprechende Ausdrucksweise fehlte, zog er das talmudische zur Ergänzung herbei. So hat er die erste correcte, den wissenschaftlichen Ansprüchen entsprechende hebräische Uebersetzung geliefert. Er hat sie als seine Lieblingsarbeit bezeichnet, aber nie als eine abgeschlossene: bis zum letzten Tage vor seinem Tode hat er nicht nachgelassen, an ihr zu bessern und zu feilen.

Aber obwohl im Hinblick auf die Judenmission unter-

nommen, hat diese Uebersetzung noch eine weitere Bedeutung für die neutestamentliche Theologie. Christus und die Apostel dachten und lehrten, wie Delitzsch selbst hervorgehoben hat, nicht in dem palästinisch-aramäischen Dialect des täglichen Lebens, sondern in der Sprache der Gebildeten und der Literatur, der heiligen Sprache des Tempelcultus, des synagogalen und häuslichen Gebetes. Indem nun Delitzsch diese Sprache mit möglichster Treue reproducirt, wirkt seine Uebersetzung aus dem Griechischen wie eine Rückübersetzung in die Sprache des Originals. Manches, was uns z. B. in den Gleichnissreden Christi da und dort etwas fremdartig anmuthen mag, gewinnt durch die eigenthümliche Färbung der hebräischen Sprache in solcher Rückübersetzung grössere Verständlichkeit und Anschaulichkeit. Wenn ferner in den Begriffen und Speculationen der paulinischen Theologie sich mehrfache (nicht talmudische, wohl aber) rabbinische Anklänge nicht wohl ableugnen lassen, so bedarf es kaum eines Beweises, dass auch hier die Formulirung in der hebräischen Sprache über den Sinn des Griechischen vielfach neues Licht verbreiten muss. Nach dieser Richtung haben die Forschungen Delitzsch's auf neue oder wenigstens vor ihm wenig betretene Wege hingewiesen, und so bedeutend die Einwirkungen sein mögen, welche seine Thätigkeit auf anderen Gebieten bereits ausgeübt hat, so sind es vielleicht gerade die noch keineswegs erschöpften Anregungen, von dieser Seite in das Verständniss der heiligen Schriften tiefer einzudringen, welche Delitzsch über die Gegenwart hinaus auch auf die Zukunft der neutestamentlichen und damit der theologischen Studien überhaupt einen nachhaltigen Einfluss verbürgen.

Benutzt wurden: der Nekrolog von Köhler in der Neuen kirchlichen Zeitschrift von Holzhauser I, S. 234—253; die Grabrede Luthardt's in der Allgem. evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung 1890, Nr. 11; ausserdem private Mittheilungen verschiedener Freunde.

Die historische Classe hat in dem vergangenen Jahre zahlreiche und unter ihnen die schmerzlichsten Verluste erlitten. Es starben: am 3. September 1889 in Kissingen, Dr. Julius Weizsäcker, Professor zu Berlin, seit 1869 correspondirendes, seit 1888 auswärtiges Mitglied der Classe; — am 30. September zu München, Wilhelm Ritter von Walther-Walderstötten, Excellenz, General der Infanterie, seit 1846 ausserordentliches Mitglied der Classe; — am 25. November zu München, Oberstlieutenant Josef Würdinger, seit 1864 ausserordentliches, seit 1878 ordentliches Mitglied; — am 18. December zu München, Geheimer Rath Professor Dr. Wilhelm von Giesebrecht, seit 1858 auswärtiges, seit 1861 ordentliches Mitglied, seit 1873 Secretär der historischen Classe; — am 10. Januar 1890 zu München, Dr. Ignaz von Döllinger, Reichsrath, Stiftspropst und Professor, seit 1835 ausserordentliches, seit 1843 ordentliches Mitglied, seit 1860 Secretär der historischen Classe, seit 1873 Vorstand der Akademie und General-Conservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates; — am 18. Januar zu Raigern in Mähren, Dr. Beda Dudik, Ehren-Abt von Trebitsch, Benedictiner-Ordens, seit 1870 correspondirendes Mitglied der Classe.

Die Gedächtnissrede auf Döllinger ist in derselben Sitzung von dem Secretär der historischen Classe gehalten und später in den Schriften der Akademie veröffentlicht worden. Die Gedächtnissrede auf Giesebrecht soll in der Frühjahrssitzung 1891 gehalten werden.

In Bezug auf die übrigen wurde auf die nachstehenden vom Classensecretär Herrn Cornelius verfassten Nekrologe verwiesen, von welchen nur der auf Würdinger in der Sitzung zur Verlesung gekommen ist.

Julius Weizsäcker

gehört dem württembergischen Franken an. Er ist geboren am 13. Februar 1828 zu Oehringen. Sohn eines evangelischen Pfarrers, ging er durch die Schulen in der für künftige Theologen hergebrachten Ordnung, studirte am Lyceum zu Oehringen, dann zu Tübingen, darauf im theologischen Seminar zu Urach, dann besuchte er die Universität zu Tübingen als Angehöriger des Tübinger Stiftes. Zuerst der Einfluss Baur's in Tübingen, dann ein Winter in Berlin bei Ranke, gewannen ihn für die Geschichte, in der Art zunächst, dass er Gegenstände der Kirchengeschichte in Arbeit nahm. Nach einigen Jahren einer theologischen Laufbahn promovirte er 1856 in Tübingen mit der Schrift „Hinkmar und Pseudoisidor“, und habilitirte sich 1859 mit der Schrift „Der Kampf gegen den Chorepiskopat im fränkischen Reich“. Während er aber fortfuhr, sich mit der fränkischen Kirchengeschichte des 9. Jahrhunderts zu beschäftigen, brachte ihm ein Ruf nach München die Entscheidung, der ihm eine grosse Arbeit profanhistorischen Inhalts antrug. Er nahm an, und lehnte die etwas spätere Berufung nach Göttingen zu einer Professur der Kirchen- und Dogmengeschichte ab.

Es war die Herausgabe der deutschen Reichstagsacten, die unter die Aufgaben der 1858 gestifteten historischen Commission bei unserer Akademie gehörte, und die der mit der Leitung beauftragte Secretär der Commission, Heinrich v. Sybel, zuerst Voigt und nach dessen Abberufung unserm Weizsäcker übertrug. Sie wurde sein Lebenswerk. In den dreissig Jahren, die ihm noch zu leben vergönnt war, hat er, zwar von zahlreichen und verdienstvollen Mitarbeitern unterstützt, doch vorzüglich durch das Aufgebot seiner eignen ganzen Kraft, die Edition in neun umfangreichen Bänden bis zum Jahre 1431 gefördert. Lebhaft und allgemeine Anerkennung begleitete seine Arbeit bis zum Ende, und es

ist ihm durch sie ein hervorragender Platz in der Geschichte unserer Wissenschaft für immer gesichert.

Wenn wir es als ein hohes Glück betrachten dürfen, früh einen Mittelpunkt für unser Leben und Streben zu gewinnen, so hat Weizsäcker dieses Glück im vollen Masse erreicht und mit energischem Bewusstsein genossen. Er hat seine Aufgabe mit Begeisterung ergriffen und ohne Unterlass sein ganzes Leben hindurch mit einer zähen Leidenschaft, die an Eigensinn streifte, festgehalten. Aber das Glück hat eine Kehrseite. Es lag mehr in dem Mann, als auf dem eingeschlagenen Weg zu Blüte und Frucht gedeihen konnte. Die Talente des Dichters und Redners, die er in der Jugend zeigte, blieben zuletzt ohne Förderung. Zwar der Universitätslaufbahn konnte und wollte er nicht entsagen, und es hat sich die Hochschätzung, welcher sein Wirken hier begegnete, in den Berufungen, die ihn nach Erlangen, Tübingen, Strassburg, Berlin führten, glänzend bewährt; aber auch hier zeigte sich der beschränkende Einfluss seines grossen Lebenswerkes, indem allmählich der Schwerpunkt seiner akademischen Thätigkeit immer mehr von den Vorlesungen auf das Seminar hinüberryckte, dem er eine angestrengte und erfolgreiche Sorge widmete. Auch an monographischen Abhandlungen liess es der rastlose Mann, früher und später, nicht fehlen: wir heben unter ihnen den „Rheinischen Bund von 1254“ hervor. Aber dem Wunsche des Historikers, zur Geschichtsschreibung durchzudringen, blieb die Erfüllung versagt.

v. Sybel, Julius Weizsäcker. Rede, gehalten bei Eröffnung der 30. Plenarversammlung der historischen Commission bei der k. bayr. Akademie der Wissenschaften am 1. October 1889. Abgedruckt in der historischen Zeitschrift von v. Sybel und Lehmann. Band 64. München 1890. p. 193. — L. Quidde, Julius Weizsäcker. Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Bd. II. 1889. Freiburg. p. 327. — A. v. Kluckhohn, Erinnerungen an Julius Weizsäcker. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1890, Mai 2. ff.

Wilhelm Ritter von Walther-Walderstoetten,

kgl. bayer. General der Infanterie z. D., wurde bereits im Jahre 1846 als ausserordentliches Mitglied in die Akademie aufgenommen, da er als Verfasser einer „Topischen Geographie von Bayern“ geeignet erschien, an der Ausführung des damals von der Akademie geplanten historisch-topographischen Lexikons von Bayern mitzuwirken. Der Verfolg seiner militärischen Laufbahn hat ihn verhindert, diese Studien weiterzuführen und an den Arbeiten und Sitzungen der Akademie teilzunehmen.

Josef Würdinger

ist am 20. Mai 1822 in München geboren. Er gehörte aber durch Abstammung, Elternhaus und seine frühe Jugendzeit der Oberpfalz an. Nachdem er dort das Gymnasium fast bis zum Schlusse in Amberg besucht hatte, absolvirte er dasselbe 1839 in München, und wandte sich hier juristischen und forstwirtschaftlichen Studien an der Universität zu. Doch zwang ihn die Not, 1843 in das Heer zu treten. Hierdurch wurde sein Lebensgang und seine Entwicklung bedingt: er wurde nämlich Soldat, ohne den Studenten aufzugeben. Allerdings widmete er sich seinem militärischen Lebensberuf mit vollkommener Hingebung und wurde ein tüchtiger und tapferer Soldat. Im Frieden und im Krieg. Er machte beide Feldzüge seiner Dienstzeit mit, und hat namentlich an den harten und ehrenvollen Kämpfen des bayerischen Heeres in den Monaten October, November, December 1870, an welche uns für alle Zeit die Namen Orleans und Coulmiers mahnen werden, mit Auszeichnung teilgenommen. Daneben aber hielt er an seinen Studien fest, im Frieden, wo er die Nächte ihnen widmete; im Kriege, wo er in den Stunden der Waffenruhe den historischen Merkwürdigkeiten des französischen Landes nachging. Von der Commission für bayerische Kriegsgeschichte, die König

Maximilian ins Leben rief, wurde ihm die Abteilung für das 14. und 15. Jahrhundert zugewiesen: eine Aufgabe, der wir zwei Bände einer Kriegsgeschichte von Bayern, Schwaben, Franken und der Pfalz 1347—1508 verdanken. Ausserdem erhielten die Schriften der historischen Vereine Bayerns, auch der Nachbarschaft, von ihm zahlreiche Abhandlungen, welche vorwiegend einzelne Kriegsmänner, einzelne Kriegsthaten oder kriegerische Bewegungen zum Gegenstand hatten.

Daneben war sein Augenmerk auf Land und Leute des bayerischen Vaterlandes gerichtet, und sein militärischer Blick lehrte ihn die Römerstrasse von Scharniz nach Partenkirchen und die mit ihr zusammenhängenden Befestigungen erkennen und klar stellen. Zuletzt waren es vorzugsweise die prähistorischen Studien, die ihn fesselten, und in der Commission für die Urgeschichte Bayerns, in welche ihn die Akademie wählte, hat er denselben seine eigentümlichen Talente mit fruchtbarem Erfolg gewidmet. Indem er Heereswesen und Geschichte mit gleicher Liebe umfasste, hat er dort, wo beides zusammentraf, seine grösste Kraft eingesetzt, und durch die Gründung des bayerischen Armeemuseums beiden das wertvollste Andenken hinterlassen.

Hugo Arnold, Oberstlieutenant Josef Würdinger, ein gelehrter Soldat. Im Sammler, belletr. Beil. zur Augsb. Abendztg. Dec. 1889.

Franz Dudik,

mit seinem Ordensnamen Beda Dudik, geboren 1815 zu Kojetein bei Kremsier, studierte an dem Gymnasium zu Kremsier, dann an dem Lyceum zu Brünn, trat 1836 als Novize in das Benedictinerstift Raigern, setzte dann seine philosophischen und theologischen Studien fort zu Brünn und an der Universität Olmütz, wurde 1839 Doctor der Philosophie und erhielt 1840 die Priesterweihe. Er wurde darauf sofort Professor an dem Lyceum zu Brünn bis 1848, wo das Lyceum mit dem Gymnasium zu einem Obergymnasium vereinigt und ihm eine Professur an der neuen An-

stalt übertragen wurde. In mancherlei Fächern beschäftigt, folgte er, so weit er die Musse fand, dem Trieb zu den historischen Studien, den in früher Jugend sein Ordensgenoss, der Brünner Professor Gregor Wolny, in ihm geweckt hatte. Mährens Geschichte und die tschechische Literatur wurden seine Liebessorge; über die letztere hat er schon 1845 zu Brünn Vorlesungen gehalten. Die schriftstellerische Laufbahn beschritt er 1848 mit einer Abhandlung über einen mährischen Gegenstand. Entscheidend für sein Leben wurde, dass der ständische Ausschuss Mährens auf ihn aufmerksam wurde und wiederholt des Historikers Gutachten verlangte. Die Herren erkannten, dass sie bei ihrer Sorge um Mährens Landesarchiv keinen besseren Helfer finden könnten, und schickten ihn 1850 nach Schweden, um nach den im 30jährigen Kriege aus Mähren entführten literarischen Schätzen zu forschen. Die wertvollen Ergebnisse dieser Reise, die er in dem Buch „Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte“ 1852 niedergelegt hat, forderten als unabweisliche Ergänzung eine zweite Reise, und zwar nach Rom, wohin die Königin Christine einen grossen Teil der mährischen Beute mitgenommen hatte. Diese Forschungen, im Winter 1852—53, griffen über den ursprünglichen Gegenstand hinaus. Das Werk *Iter Romanum*, das über dieselben Rechenenschaft ablegte 1855, enthält namentlich über das päpstliche Regestenwesen ausführliche Mitteilungen.

Es schien, als sollten seine für Mähren errungenen Erfolge und die Aufmerksamkeit, die sie in weiteren Kreisen erregten, ihn seiner Heimat entfremden. 1853 übertrug der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian ihm die Errichtung eines Centralarchivs des Deutschen Ordens, eine Aufgabe, die ihn sechs Jahre lang beschäftigte, während deren er seinen Wohnsitz nach Wien verlegte, und 1855 in die Stellung eines Privatdocenten an der Universität für das Studium der historischen Quellen des Mittelalters eintrat,

freilich nur, um ihr bald wieder zu entsagen. Im Jahr 1859 aber entschlossen sich die Stände seiner Heimat, ihn durch ein dauerndes Band an dieselbe zu fesseln, indem sie ihn als Nachfolger Boczaks zum Landeshistoriographen Mährens ernannten. Von da an betrachtete er es als seine Lebensaufgabe, eine ausführliche Geschichte Mährens zu schreiben. Er schrieb bis an sein Lebensende daran, 30 Jahre lang, und erreichte im 12. Bande das Jahr 1350. Als er fünf Bände veröffentlicht hatte, 1870, wurde er von Döllinger zum Correspondenten unserer Akademie vorgeschlagen, „als einer der fleissigsten und fruchtbarsten historischen Forscher der österreichischen Staaten, und der unter den Bearbeitern der Geschichte von Mähren gegenwärtig wohl den ersten Rang einnehme“. Die damals schon grosse Zahl der Schriften, die er neben der Geschichte Mährens hatte erscheinen lassen, ist in den folgenden zwanzig Jahren noch ansehnlich gewachsen. Es waren meistens Arbeiten, die mit Mähren in näherer oder fernerer Beziehung standen, unter ihnen auch solche, welche den 30jährigen Krieg betrafen, über Wallenstein in den Jahren 1630—32, über die Schweden in Mähren. Dudik war ein rascher Arbeiter, wusste die deutsche Sprache, welche nicht seine Muttersprache war, gewandt und sicher zu handhaben, war ausser den classischen und seiner tschechischen Muttersprache mehrerer anderen, namentlich slavischen, Sprachen, aber auch der modernen Hauptsprachen kundig; lernte die Archive in seiner Heimat und auf seinen Reisen gründlich kennen: aber wenn man die Zahl und Verschiedenartigkeit seiner Werke überschaut, die zahlreichen Unterbrechungen in Folge seiner häufigen Reisen in Betracht zieht, daneben den Mangel einer historischen Schulung bedenkt: so begreift man, wie sein literarisches Wirken der Kritik manche Blösse bieten musste. Das wurde mit dem Alter schlimmer: die beiden letzten Bände der mährischen Geschichte nennt sein' offizieller Biograph „den Schwanen-

gesang des allmählich ersterbenden mährischen Landeshistoriographen“.

Der gelehrte Ordensmann hatte auch eine weltmännische Seite. Seine Reisen, die sich über den grösseren Teil Europas und die Levante erstreckten und durchaus nicht immer gelehrten Zwecken dienten, verschafften ihm zahlreiche Bekanntschaften. In Rom, wohin er viermal wanderte, und in Wien fand er Zutritt zu vornehmen Kreisen. Papst, Kaiser und Erzherzoge schenkten ihm ihre Gunst. So wurde er auf den Wunsch Erzherzog Albrechts vom Kaiser für die Zeit des italienischen Feldzugs 1866 in das Hauptquartier gesandt, und stellte dann die von dort in die Heimat gesandten Briefe zu einem Büchlein „Erinnerungen aus dem Feldzuge von 1866 in Italien“ zusammen. Der Kaiser nahm ihn 1869 als Reisehistoriographen mit auf seine Reise nach Jerusalem und zu der Eröffnung des Suezkanals; und er beschrieb dann im Auftrag des Kaisers in einem stattlichen Prunkbände „Die Kaiserreise nach dem Orient“ 1870. Beide Schriften empfehlen sich durch lebendige Schilderung einzelner Vorgänge und Oertlichkeiten. Allerdings blieb er im Geräusch der Welt seines Berufes eingedenk, und hat selbst unter dem Kanonendonner von Custoza sein Breviergebet nicht vergessen. Aber sein Wesen erhielt nach und nach eine Art und Richtung, welche ihn seinen Ordensbrüdern entfremdete. Daher erklärt es sich, dass sein Wunsch, 1883 zum Abt seines Stifts Raigern gewählt zu werden, kein Gehör fand. Zur Entschädigung erhielt er, unter Beihilfe des gewählten Abtes, durch päpstliche Gunst die Würde eines Ehrenabtes von Trebitsch. Andere Auszeichnungen, Orden und ähnliche Ehren, wurden ihm in Fülle zu Teil.

Beda Dudik mon. Raigradiensis. Nekrolog (I. Teil) in Studien und Mitteilungen aus dem Benedictiner- und dem Cisterzienser-Orden. Hauptredacteur P. Maurus Kinter O. S. B. Stiftsarchivar zu Raigern. Jahrg. 1890 Heft 1. — Der Mährische Landeshistoriograph Dr. Beda Dudik. Eine Lebensskizze von M. K. Brünn 1890.

Hierauf verlas der Vorsitzende folgende, die im Jahre 1886 von der Savigny-Commission ausgeschriebene Preis-aufgabe betreffende öffentliche Verkündigung:

Die K. Akademie der Wissenschaften hat am 26. Juni 1886 folgende Preisaufgabe gestellt:

„Der Antheil, den die *leges, plebiscita* und *senatusconsulta* der vorklassischen und klassischen Zeit an der Gestaltung des römischen Civilrechtes gehabt, die Gründe aus welchen und die Art in welchen sie in dieselbe eingegriffen haben, sollen im Gegenhalte zu dem Antheile, den die Jurisprudenz an der Rechtsbildung gehabt, nachgewiesen und dargestellt werden“.

Als unerstrecklicher Einsendungstermin der Bearbeitungen war der 1. August 1889 bezeichnet.

Eine einzige Bearbeitung ist und zwar rechtzeitig, nämlich am 16. Juli v. Js. eingelaufen, welche folgendes Motto trägt:

„*Aliter leges, aliter philosophi tollunt astutias: leges, quatenus manu tenere possunt, philosophi, quatenus ratione et intelligentia. Cic. d. off. III 17 (68).*“

Der Verfasser bekundet einen sehr rühmlichen Fleiss und eine aner kennenswerte Gelehrsamkeit sowohl in der Benutzung des Quellenmaterials als in der Sammlung der Literatur; auch legen die Einzelausführungen vielfach Zeugnis ab von eindringender und scharfsichtiger Forschung. Leider aber hat der Verfasser das Thema selbst in seiner

Tragweite nicht erfasst und daher gerade die wesentlichen Punkte theils ungenügend theils gar nicht untersucht, so dass seiner Arbeit nur die Bedeutung einer Materialiensammlung für die eine Hälfte des Themas zugestanden werden kann.

Die K. Akademie ist daher zu ihrem Bedauern nicht in der Lage, der Arbeit den Preis zuzuerkennen. —

Den Schluss der Festsitzung bildete der Vortrag der bereits erwähnten Gedächtnissrede auf J. v. Döllinger.
